

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 19. August 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 52.

Der Sichel Sang . . .

Der Sichel Sang ist nun verklungen,
Die Schmitter rüsten sich zur Ruh
Und schreiten durch die Dämmerungen
Dem abendstillen Dorfe zu.

Indeh der Tag auf leisen Schwingen
Empor zu fernem Erden schwebt,
Indeh die Vespergloden klingen
Und stumm die Nacht ihr Traumneß
weht.

Die letzten Sommerlilien Lieder
Der Waldesstimmen schlafen ein,
Und auf die Wiesen flutet wieder
Des Mondes bleicher Silberchein . . .

Emil Schulze-Maltowsty.

Memoiren eines Sonnen- schirms.

Nein, thörichter Mensch! Nicht will ich unter dieser Aufschrift Dinge aus dem Leben meiner Dame erzählen! Eine solche Indiskretion würde mir durchaus verwerflich erscheinen, besonders darum, weil sie anstatt des wirklich Interessanten ganz gleichgültige Langweiligkeiten ergeben würden. Denn was kann Bedeutendes sich ereignen in dem Leben eines Wesens, das niemals umgekehrt wird, wie es doch einem Sonnenschirm täglich zu unendlichen Malen geschieht! Was kann ein Mensch Großes erleben, der sich einbildet, immer den Boden unter den Füßen zu behalten, und so immer die Welt vom gleichen Standpunkt an sieht! Was sind auch die gewaltigsten menschlichen Erlebnisse im Vergleich mit der unumwandelten Revolution, die ein Sonnenschirm an sich erfährt, wenn er, umgekehrt über dem Kopf gehalten, plötzlich sieht, daß alle Menschen den Boden über den Füßen haben, daß die Bäume über sich wurzeln, daß die Berge in den gähnenden Abgrund ihrer Gipfel hängen lassen. Nie, behaupte ich, würde ein Mensch auch nur den ersten Schwindel übersehen, der einen da erfaßt; er wäre auf der Stelle tot — nein, verriekt wäre er. Denn laufen sie nicht herum, diese Schwächlinge, bei ganz geringen, so oft gänzlich nichtigen und mit dem ausgebildeten Gefühlsapparat kaum zu erkennenden Anlässen, laufen sie nicht herum, halten sich die rauhenden Köpfe und schreien: „Ist die ganze Welt verriekt geworden, oder bin ich es?“

Lächerliche Frage! Nie würden sie diese steife atemtraubende Aufeinanderfolge der entgegengesetzten Weltanschauungen überdauern, nie wären sie aufgepannt, würden sie den einzig richtigen Standpunkt finden, nie sich aufraffen zu der heroischen Einsicht, daß alle oben auf dem Kopfe stehen und allein man selber das normale, aufrechte Wesen gebietet. Nein, diesen Glauben an sich selbst, allen Augenblicken zum Trost, diese Festigkeit der Weltanschauung, die nicht wankt, auch wenn alles andere durcheinander fällt — die kann nur ein Sonnenschirm gewinnen.

Bedenken wir weiter unsere große Spannungsabgabe! Bedenken wir den beständigen Wechsel zwischen An- und Entspannung — diesen Vollen aller Erregung, alles Erlebens! Wie wenige unserer kostbaren Qualitäten genügen doch, um unsere vollkommene Lebendigkeit über den Menschen zu erweisen. Deshalb, nichts von ihm! — Erzählen will ich, wie ich den Sitz meiner Seele, mein wahres Selbst, mein Ich entdeckte:

Als ich eben bei Herrn Soundso zum Verkauf aufgestellt war — von diesem Augenblick datiert aus Gründen, die mir verborgen geblieben, mein Bewußtsein — kamen zwei junge Damen, von denen die eine lange und aufmerksam die große Schaar der Schirme prüfte, bis sie mit einem Blick, als erkenne sie einen alten Bekannten, nach mir griff und sagte: „Der ist doch wenigstens einfach und natürlich.“ Ich muß gestehen, daß mir das nicht gefiel, ich fühlte mich tusthuflos, kostbar und einzig, meine Farbe war grau, innen dunkler als außen, eine volle, schöne, geackte Röhre umschloß todt meine kräftigen Hals, mein Kopf rundete sich und neigte sich mit vornehmer Grazie. Das alles schien mir nicht „natürlich“. Obwohl ich vernommen hatte, daß ich in die Kategorie „Naturhod“ gestellt worden, hielt ich das für ein Kunstwort, und es hatte mein Selbstgefühl nicht verletzt. Wie aber diese junge Dame das Wort „natürlich“ aussprach, das konnte mir nicht gefallen, und ich bemerkte mit schadenfroher Genugthuung, wie das kleine Fräulein über meinen Preis erschraf; ich selbst fand ihn nur zu gering in Anbetracht meiner großen Vollkommenheit und meiner ferngewachsenen Geburt, über die ich leider den schriftlichen Nachweis nicht habe, den die Menschen über diese sichtbare Thatsache verlangen. Schon wollte ich mich wieder aus ihren Hän-

den zurückziehen, als sie mich noch einmal fester faßte, meine Stärke prüfte und sagte: „Aber er gefällt mir nun mal, und dann kann ich ihn mein Leben lang haben.“

Damit war mein Schicksal entschieden. Dunkel und schwer war es zunächst. Zu Hause angekommen, trennte meine kleine Dame sofort die tolle, schöne Seidentüschle von meinem Halbe, unter dem Vorwande, daß die meine Linie störe. Ich fühlte deutlich, daß ein wichtiger Bestandteil meines Wesens mir abhanden komme, nur wußte ich nicht welcher; es sollte sich zeigen.

„Wie kommen Sie nur zu diesem männlichen Schirm?“ fragte irgend ein Herr, dem einmal das Amt zufiel, mich zu tragen. Es gab mir einen Stich ins Herz! Nun wußte ich es, mit absoluter Klarheit stand es vor mir: mit der Röhre war mir die Weiblichkeit verloren gegangen! Ich seufzte tief. Nur ein kleiner Trost war es mir, daß meine Herrin sich auch über diese Frage ärgerte. Zu meinem Unglück und ihrem Aerger wurde sie oft genug wiederholt. Ein anderer Jammerruf meines Lebens war, daß sie jedesmal, wenn jemand, wie natürlich, mich schön fand, sagte: „Ja, er ist schön, aber er müßte eigentlich grün sein, und das nächste Mal lasse ich ihn grün überziehen.“ Wie soll ich jetzt noch beschreiben, was ich damals fühlte, jetzt, wo ich den Verthum meines Schreidens einsehe; damals aber enthielt dieser Anspruch mein Todesurtheil. Was grau an mir war, das war doch mein „Ich“ nach meiner mangelhaften Einsicht, und dieses barbarische Wesen, dem ich täglich meine Dienste lieb, für das ich gelernt hatte, den ungeheuren Schwindel des Aufgepanntwerdens zu überwinden, dies unantastbare Geschöpf sprach so über meinen Tod hin. Tiefe Melancholie befiel mich, denn ich mußte mich fragen, wozu der unendliche Aufwand von Selbstbehauptung gegenüber der mit den Köpfen herabhängenden Menschheit, wenn ich ein anderes Jahr nicht mehr erleben sollte?

Wahrscheinlich infolge dieser selbstzerstörerischen Grübeleien fing ich vorzeitig an, zu brechen, was meine Dame mit der tüchtigen Bemerkung hinnahm, es vorausgesehen zu haben. Noch fristete ich einen dunklen Winter lang mein Dasein in der Erde einer Garde-robe, bis ich im Frühjahr herbeigezogen wurde und an dem energischen Ausspruch: „Jetzt wird er grün“ wertete, daß ich meinen Todesgang anzutreten habe. Ich fiel in Ohnmacht und erwachte daraus erst, als ich mich in den Händen einer alten Namsell befand, die mich eben auseinanderzureißen begann, mit roher Gewalt — und einer Schere. Ich glaubte zu verbluten! Ich erwartete, daß die Schmitze ihrer kleinen Schere mich tödten würde — statt dessen mußte ich zu meinem Staunen bemerken, daß etwas Röhre und einige Scham über meine Blöße die einzigen unangenehmen Gefühle waren, die ich an mir konstatieren konnte. Uebrigens war das stolze Bewußtsein meines Selbst ganz unangefastet auf der gleichen Höhe übergezeugter Vortrefflichkeit. Ich schloß daraus, daß der Sitz meines wahren Selbst in dem sei, was nun noch von mir übrig, nachdem die Seide — also nur mein Kleid — mir abgezogen sei.

Nun spürte ich auch, wie ich eigentlich viel von meinem Bewußtsein verschwendete, indem ich mein Gewand für mich selbst gehalten, und beschloß, den großen Rangunterschied zwischen mir und dem neuen Kleide gleich von Anfang an zu betonen. Sowie es mir übergezogen wurde, sagte ich denn auch zu der grünen Seide: „Wenn Sie sich nicht ein wenig strecken, reichen Sie nicht über meine schlanken Glieder.“ Das erschröckte sie, mit leifem Krachen lehnte sie sich, strengte sich an, ließ sich ziehen und strecken, bis sie an allen Stangen und Spigen ordnungsmäßig festgenäht war. Prall und glänzend, funkelnd in ihrer Farbe umspannte sie mich, aber ihren Hochmut zu dämpfen, sagte ich schnell: „Zieren Sie sich nicht, wir wollen erst sehen, ob Sie mich wirklich so gut kleiden, wie meine Dame wünschte, sonst müssen Sie wieder herunter.“ An der Demuth, mit der sie, als ich zugeklappert worden, ihre Falten weich um mich schmiegte, sich ganz eng und schmal machte, so daß, als eine Kappe von gleichem Stoff über sie gezogen, sie an Volumen weniger hatte, als mein voller runder Hals, an dieser Demuth füllte ich, daß ich gesat, und mein Selbstgefühl wuchs. Ich ließ mich nach Hause tragen. Dort erregte ich wahres Entsetzen. „Seht Ihr, seht Ihr, so erst ist er hübsch! Dies ist seine Farbe! Nun erst ist er richtig!“ rief meine kleine Dame ihren Schwestern zu. (Stets hatte sie Schwestern, ich weiß nicht, wo sie sie hernahm; ein Schirm hat nie-

mals Schwestern, ist ein viel einzigeres Wesen und sieht aus deshalb höher.) Aber sie hatte recht. Ich war schön. Ich trug nun ein kräftig grünes Kleid, so recht eine fröhliche, starke Farbe voll Metall und Glanz, ich erkannte, daß mein früheres Grau nur unscheinbar gewesen, und füllte mich gehoben. Damals wußte ich noch nicht, daß auch jenes prächtige Kleid verblasen würde gegenüber der wahrhaft distinguierten Schönheit meines jetzigen, das von festem Graugrün ist, dem niemand ansieht, welche funkelnden Farbenblitze, welche goldgrüne Dämmer allein die Sonne darin erweckt.

Ich wußte das damals nicht und erlebte eine Zeit relativen Glückes — bis neues Unheil drohte: ich brach eine Rippe. Zwar hatte ich dabei keinen Schmerz empfunden, doch hielt ich das für ein Zeichen meiner heroischen Natur und zweifelte nicht, daß mein Ende nun doch gekommen, als meine Herrin mit ärgerlichem Bedauern von einem neuen Gestell sprach. Das war mein Tod. Wieder hatte ich Zeit, mich darauf vorzubereiten, denn meine Aivalen, ein rother und ein weißer Schirm, wurden nun in Gebrauch genommen, während ich — wie lange, weiß ich nicht — wieder in einer dunklen Erde stand. Endlich hervorgeholt, nahm ich diesmal in wachem Zustande an den Verhandlungen über mich theil. Der Mann hinter einem Ladentisch öffnete mich prüfend, erklärte das Gestell für klappbar, Reparatur unnütz, rieth zu einem neuen, leichteren, eleganten; auch der Stolz schien ihm verdächtig, auch der Stolz erneuert werden: „Es lehnt sich um den schönen Griff“, sagte er anerkennend, nachdem er alles an mir herabgesehen. Der Griff! Schon dämmerte mir etwas; er reichte freilich, füllte mich, bei mir bis zu den Stäben hin! Der Griff! Sollte er??

Und wirklich, ich erlebte das Wunder: Nachdem alles an mir erneuert war, füllte ich, wie all' mein Selbstbewußtsein nicht nur ungeschwächt daselbst geblieben, nein, nun erst war es wirklich erstarkt, ganz konzentriert, vollkommen mächtig, wahrhaft souverän! Es lag in meinem Griff — ich war mein Griff. — dieser mein kostbares Selbst, mein wahres Ich.

Emmy v. Egldn.

Weimar und Jena.

Wanderer, kommst Du nach Jena,
so hütle Dich in einen Rodenmantel
und Weltanschauung. Wenn Du aber
nach Weimar kommst, so laß Deine
Güldnerhut aufhängen und gewöhne
Dir Stil an.

Jüngst erzählte mir ein Franzose, daß ihn in Deutschland nichts so sehr verwundert hätte, als die Ermahnung über den Briefkästen: Aufschrift und Briefmarke nicht vergessen! Wenn aber die preussische Postbehörde sich in väterlicher Weise der Postfreuten annimmt, der Magistrat der Universitätsstadt Jena geht noch weiter, indem er, wo immer nur möglich, Bildung und Wissen auch in den weniger erleuchteten Köpfen seiner Mitbürger zu verbreiten trachtet, und mein französischer Freund hätte sich noch mehr verwundert, wenn er bei einer Wanderung durch die alte Saalestadt etwa auf folgende Straßeninschrift gestoßen wäre: Beethovenstraße. Ludwig von Beethoven, bedeutender Tonbildner. Geboren 16. Dezember 1770 in Bonn, gestorben 26. März 1827 in Wien.) Und daß man an solcher Verehrung seines Wissens nicht leicht sinnig vorübergeht, daß verhilft! Einem das nachdenklich stimmende Straßenschilder.

In Jena herrscht der Professor, und jeder, der nicht gerade Student ist, ist dort ein wenig Professor. Ich wohnte vor Jahren bei einem Schneider, der bei jeder Gelegenheit von seinem Tisch herunterhüpfte und mir gelehrte Vorträge hielt, am liebsten über die Minorität der Frauen, für die er die schürriestigen Beispiele anzuführen wußte, bis das Erscheinen seiner eigenen ihn vertrieb, die ihn mit dem echt thüringischen Schimpfwort: „Alter Brummochel! in seine Werkstatt zurückjagte.“

Diese Schneidersfrau stand eigentlich ziemlich einzig da mit ihrer Verehrung der Gelehrsamkeit. Denn sonst habe ich gefunden, daß die Jenersen Damen es in Bezug darauf mit ihren Männern wohl aufnehmen können. Mehr als eine habe ich kennen gelernt, die ihres Gatten treue Mitarbeiterin und ihm kongenial war wie Madame Curie dem ihrigen. Andererseits ist dort freilich auch die Gattung der Blaurümpfe häufig vertreten. Diese Frauen erkennen man an ihren Lobencapen, für die sie eine Vorliebe haben, und die ihnen Neugier mit wandelnden Schulbüchern geben. Solch ein Zweiterwosen war es, das sich mir ge-

genüber einst für eine große Goetheverehrerin erklärte. „Nur schade“, fügte es hinzu, „daß Goethes Werke deutsch geschrieben sind. Denken Sie an, welch ein Genuß es wäre, ihn zu lesen, wenn er in der Sprache Homers gebichtet hätte.“

Uebrigens nimmt dieser gelehrte Grundton der Stadt nichts von ihrem fröhlichen Aspekt. Und es gibt kaum ein vernünftigeres und hübscheres Bild als an einem schönen Sommermorgen der Anblick des Marktplatzes. Rings um das Denkmal des gemüthlichen alten Fürsten Johann Friedrich, den die Studenten Hanfried getauft haben, hocken unter bunten Schirmen die Landweiber, verkrüppelt, feist, sonn- durchglüht und frogend, den Knollen- und Früchten der Erde ähnlich, die sie selbst. Weit hinaus stehen vor den Kreisen lange Tische, an denen buntbemühte Studenten ihre Seiden- schwingen und Kommerzlieder singen. Andere wieder schlendern in dichten Trupps am Platz entlang und werfen müßige Blicke nach rechts und links. Auf der einen Straßenseite sieht man mehr niedliche Damen schüchtern- fest flanieren, auf der anderen leuchten vorherrschend die weißen Schürzen der drallen Dienstmädchen. Und wie man mir erzählte, ist das kein Zufall, sondern ein Brauch, der die Straße einheitlich in die Seite der Höheren und die der niederen Winne. Aus den Dach- latten des alten Rathhauses aber steden Musikanten ihre hellglänzenden Trompeten, und während man unten feilscht und flirrt, singt und trinkt, blasen die oben Choräle oder lustige Weifen. Ein hübscher Brauch, der seinen Grund in der Stiftung eines vor vielen Jahren verstorbenen Bürgers hat.

Aber der Markt mit seinen budligen Häusern, die wie vergnügte alte Männlein auf das Treiben herunter- blicken, mit seinem Hanfried, seinen Studenten und niedlichen Mädchen zeigte vor hundert Jahren kaum ein anderes Gesicht als heute. Das alles ist Alt-Jena. Das moderne Jena ist hauptsächlich durch zwei Professoren- namen charakterisiert, durch Abbe und Haedel. Ernst Abbe, der große Weife, der seinen Kindern gerade so viel hinterließ, um sie vor des Lebens Rot zu schützen, die Millionen aber, die sein Erfindergeist hervorbrachte, der Allgemeinheit zugute kommen ließ, ist ein Topus, wie ihn kein anderes Land in solcher Reinheit hervorgebracht hat. Es ist charakteristisch und erfreulich, daß sich gerade in diesen Tagen auf seinen Namen eine Kulturgesellschaft in Berlin gegründet hat, die seine Bestrebungen weitertragen will.

Was den anderen großen Jenerer betrifft, so gab es eine Zeit, wo er überall anderswo mehr Anhänger besaß als gerade an dem Ort seines Wirkens. Das hat sich freilich längst geändert. Aber noch heute halten seine Anhänger und Gegner sich in Jena die Waage. Und als dort vor einigen Jahren der Monistenbau gegründet wurde, entbrannte ein Weltanschauungsstreit, an dem die ganze Stadt sich erhitze. Durch die öffentlichen Versammlungen, durch die Zeitungen hallte das Für und Wider in gewaltigen Tönen. Und es waren nicht nur die Gebildeten, es war das Volt selbst, das in diesem Streit mitsocht. Ich sah in einer Versammlung einen mit einem Tablett voller Biergläser schwer beladenen Kellner dieses plöflich bei Seite stellen, um dem Redner oben Beifall klatschen zu können. Als er dann meinem Nachbarn, der oben noch nach ihm gewinkt hatte, ein gefülltes Seidel anbot, erklärte dieser mürisch: „Na, ich danke!“ und zu mir sich wendend, fügte er hinzu: „Wou so'e elenden Qualitäten wär'ch doch nicht nähmen!“

Solch ein Weltanschauungsstreit wäre in Weimar unmöglich. Eher noch als wegen der Einrichtung des Weltgebäudes würde man sich hier wegen einer Zimmereinrichtung erhitzen, wegen der Erhaltung oder Zerstörung einer historischen Mauer, vielleicht auch nur wegen irgendeines Bucheinbandes. Aber leicht wird man sich überhaupt nicht erhitzen. Die Luft in Weimar ist ein einige Grade kühler als in Jena. Die Straßen sind breiter, das Pflaster ist erheblich besser. Und dennoch herrscht kein geschäftiges Eilen. Sondern dem aufmerksamen Blick wird eine gewisse gehaltene Gemessenheit in den Gebärden nicht entgehen, und im Gebärde der hübschen Pensionistinnen, der Kunstschüler und Kleinbürger fällt hier und dort eine Erscheinung von weltlicher Eleganz ins Auge. Denn man ist in einer Hofstadt. Der Hof gibt dem Leben hier seinen Rhythmus. Daß die Phantasie der Einzelwesen von allem, was Großherzog angeht, erfüllt wird, ist nicht zu verwundern. Aber in alle Poren dringt dieser Ein-

fluß und ist im gesellschaftlichen so- wohl wie im Geschäftsleben zu spüren. Freilich dem oberflächlichen Blick des Fremden wird nur eine gewisse ruhige Würde der öffentlichen Gebäude und die Häufigkeit der Hoflieferantenschilder auffallen. Was sind dem Besucher von auswärts die heutigen Weimarer? Seine Zeitgenossen nicht allzu hoch einzuschätzen, ist für viele ja ein Gebot der Selbstachtung. Nun gar, wenn man herkommt, um mit Goethe und Schiller Verkehr zu pflegen. Was gehen einen da die Nachgeborenen an! Aber diese haben den einen Vorzug, noch am Leben zu sein, und sie machen hier wie anderswo den intensivsten Gebrauch davon. Ich möchte zu Gunsten des lebenden Weimars nur eine Thatsache anführen, daß es hier nicht weniger als 193 Schriftsteller gibt. Lebende Schriftsteller: Und von diesen 193 weiß ich nur von einem einzigen gewiß, daß er sich nicht für elenfo bedeutend wie Schiller und Goethe hält.

Nein, Weimar, die Stadt der großen Toten, ist in Wahrheit eine höchst lebendige Stadt. Diese kleine Residenz von nur zweihundertdreißigtausend Einwohnern besitzt ein schönes großes Theater, eine Kunstschule, die jetzt Professor Madensen leitet als Nachfolger Ubes, an der Ludwig v. Hoffmann, Hagen, Melchers, Tschy werden oder bis vor kurzem tätig waren, es besitzt ein Kunstgewerbeinstitut, an dessen Spitze van de Velde steht, und eine Musikschule, deren Direktor Wilhelm v. Bauhnen ist. Es hat außer dem Goethe-Schiller- auch das Niessche Archiv. Alle diese Namen bedeuten ein Programm, drücken verschiedene und oft sich heiß bekämpfende Richtungen aus, stehen aber alle in mehr oder weniger engem Zusammenhang zu dem ältesten und modernsten Begriff: Kultur.

Was ihr fehlt, ist freilich der fortreichende Strom eines großen Gesellschaftslebens, der tosende Hammerschlag industrieller Betriebsamkeit. Und ich glaube, von den vielen, die sich hier eine neue Heimat geschaffen haben, möchte nicht einer auf die Dauer jenes fröhliche Meerbrausen entbehren, das die Stimme Berlins ist. Darin liegt vielleicht der Grund, warum die Weimarer so oft verreisen. Mir ist diese Reiselust wenigstens in keiner Stadt so aufgefallen. Aber schließlich kehren sie stets wieder hierher zurück und lieben die baumbeschattete Parkstadt gerade um ihrer Ruhe willen, die doch nicht die faule Rentnerruhe bedeutet, sondern die Stille, die notwendig ist in jeder Werkstatt, in der künstlerische oder geistige Arbeiter tätig sind.

Uebrigens wenn ich von dem stillen Weimar spreche, so gilt das wahrhaftig nicht vor wenigen Tagen nach lang nicht für die augenblickliche Zeit. Geringer Abwesenheit hierher zurückkehrte, fand ich die ganze Stadt in einem Zustand der Aufregung und Betriebsamkeit, der eigentlich gar nicht für sie charakteristisch ist.

Es handelte sich um die Vorbereitungen für das Diesfurter Fest, das am achtzehnten zu Ehren der Goethegesellschaft gefeiert wurde. Eine glänzende Gesellschaft, wie sie bunter nicht zu jener Zeit gewesen sein kann, als die Herzogin Anna Amalia ihre fröhlichen Anwesenheiten veranstaltete, wird die Gäste empfangen. Karl August, der junge Herzog, und Luise, die lieblich sanfte, werden in höchst eigener Person erscheinen, und es werden nicht fehlen die charakteristischsten Gestalten ihres Hofstaats. Und sollte der große Olympier selbst dem irdischen Getriebe sich fernhalten, so ist doch zu hoffen, daß Goethegeist diesem Fest eine fröhliche und schöne Weibe verleihen wird. Wilhelm Hegeler.

Die körperlichen Anforderungen der Frauen.

Es ist bekannt, daß man den Frauen mit der Bezeichnung „das schwache Geschlecht“ unrecht thut, schon aus dem Grunde, weil sie im Ertragen von Schmerzen, aber auch im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen mit geringen Ausnahmen mehr leisten als die Männer.

Schon in der Praxis des gewöhnlichen Lebens leistet die Frau körperlich viel mehr als der Mann. Sehen wir als Beispiel die Verhältnisse in einer Familie des Mittelstandes, in dem der Frau wohl ein Dienstmädchen zur Verfügung steht, wo sie aber doch das Kochen und die Hauswirtschaft selbst besorgen und außerdem natürlich auch noch mit den Kindern zu thun haben muß. Nehmen wir an, der Mann sei Beamter.

Welches sind nun seine körperlichen Leistungen im Laufe des Tages? Sie sind in der That außerordentlich

gering. Da er es ziemlich weit zu seiner Office hat, legt er nicht einmal den Weg dorthin zu Fuß zurück, sondern fährt mit der Eisenbahn oder der Straßenbahn. In der Office hat er natürlich auch keine körperliche Arbeit zu leisten, er hat es ja nicht nötig, Bäume auszureißen oder Mischsteine herumzutragen. Mit irgendwie nennenswerth schweren Gegenständen braucht er überhaupt nicht zu manipulieren. Er kommt dann wieder mit Fahrgelegenheit nach Hause zurück und macht nachmittags vielleicht aus Gesundheitsrücksichten noch einen Spaziergang. Darin besteht seine ganze körperliche Anstrengung.

Nun sehen wir uns einmal an, was die Hausfrau, die Gattin dieses Mannes, an diesem Tage geleistet hat. Sie hat vormittags den Weg zwischen den verschiedenen Zimmern zahllose Male durchgemessen. Dabei hat sie sehr oft den Weg durch die ganze Wohnung im Lauffschritt zurücklegen müssen, weil es nämlich klingelt und das Mädchen nicht zur Hand war, um zu öffnen. Sie hat in der Küche hantiert und hundelange mit schweren Lasten gearbeitet. Ein gefüllter Wasserkessel, wie er in den Küchen üblich ist, wiegt 12 bis 14 Pfund. Wie oft allein im Laufe dieses Vormittags muß die Hausfrau diesen Kessel aufheben und wieder niederlegen. Es sei hier auch noch kurz darauf hingewiesen, daß ein mit Speisen gefüllter Schmortopf aus gutem Material bis zu 20 Pfund wiegt und daß die Frau also allein beim Kochen mit Gewichten von zehn bis 20 Pfund hundelange zu arbeiten hat.

Die Frau widmet sich aber nicht allein der Küche, sie muß sich auch mit den Kindern beschäftigen. Wie oft nimmt die Mutter nicht das Kind auf den Arm. Und auch ein solches Kind hat ein Gewicht von mindestens 20 Pfund; denn selbst der Säugling in der Wiege, den die Mutter so und so oft hochnimmt und wieder niederlegt, wiegt eine Anzahl von Pfunden, die sich durch die wiederholte Beschäftigung mit dem Kinde natürlich summieren. Die Kinder müssen auch herumgetragen werden, besonders der Säugling — das bedeutet wieder das Herumschleppen von Lasten.

Es lag uns nur daran, andeutungsweise zu zeigen, wieviel körperliche Anstrengung den Hausfrauen zugemutet wird. Wie groß diese in Wirklichkeit ist, scheint man selbst in den interessierten Kreisen, nämlich seitens der Ehegatten, nicht zu wissen; sonst würde man die Arbeit der Frau in Küche, Haushalt und Kinderstube höher bemerken, als dies leider sehr oft geschieht. Wenn aber eine brave, pflichterfüllte Hausfrau abends darüber klagt, daß sie zum Sterben müde sei und sich nicht mehr auf den Beinen halten könne, hat sie wahrlich Grund genug zu dieser Klage, denn sie hat gewöhnlich körperlich das Mehr als ein Mann geleistet, was so und so viele Männer an diesem Tage vor sich gebracht haben.

Daß sie dabei auch geistig nicht unthätig war, ist ganz selbstverständlich.

Sprüche der Lebensweisheit.

Ob gut, ob schlecht das Jahr auch sei,
Ein bißchen Frühlings ist immer dabei.

Wer keinen Willen hat, ist immer
rathlos,
Und wer kein Ziel hat, ist immer pfad-
los,
Und wer nicht Fröhlich hat, ist immer
saatlos,
Und wer kein Streben hat, ist immer
thatlos.

Schaffen und Streben ist Gottes Ge-
bot;
Arbeit ist Leben — Nichtstun ist
Tod.

Der Herr muß selber sein der Knecht,
Will er's im Hause schaffen recht.

Wisse, was dich dünkt die Welt zu sein,
Das ist der Widerschein von deinem
Herzen,
Sie ist voll Lust, wenn dieses klar und
rein,
Wenn trüb der Sinn, so ist sie voller
Schmerzen.

Weise ist, der nicht traurig ist über
das, was er nicht hat, vielmehr froh
über das, was er hat.

Unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht ver-
steht,

Kein Wunder, wenn er zu Grunde
geht.